

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

38] Roman von E. Wiebig.

„Mein Stern!“ Halb stöhnend, halb schluchzend kam es über ihre Lippen; sie wankte auf den Weg zurück, ihre Füße waren so schwach, aber sie mußte voran, sie mußte. Laumelnd erreichte sie die nächste Bank und sank darauf nieder. Weinend verbarg sie das Gesicht in den Händen. —

Ebel wartete lange auf seine Frau; immer wieder sah er nach der Uhr — wo blieb sie? Er sah zum Fenster hinaus, öffnete erst das eine, dann das andere und schaute aus nach jeder Seite. Es wurde dunkel auf der Straße. Der kleine Wilhelm war längst zu Bett gebracht worden, der Vater ging und blickte auf das schlafende Kind nieder. Er hatte sich hierher geflüchtet; hier fand er einen Anhalt in der Unruhe, die ihn gepackt hielt; hier mußte er still stehen, hier konnte er nicht hin und her rennen, immer auf und ab. Wo blieb sie? Er suchte sich in die Züge des runden Kindergesichtes zu vertiefen — so unentwickelt, so inhaltsleer, und doch für ihn eine ganze Welt! Sein Glück! Er wagte nicht, es sich einzugesetzen — sein einziges Glück! Seine Freude, seine ganze Zukunft.

Er beugte sich nieder und sog den Atem seines Kindes ein. — Wer so ruhig atmen könnte! Wo blieb sie? Eine Angst um sie erfüllte ihn, ihm war, als schwebte ein Unheil über ihr, als müsse er sie halten und schützen. „Ich werde nervös,“ murmelte er und strich sich über die Stirn. Da — er fuhr zusammen — sie klingelte.

Er trat ihr entgegen und zog sie in die Stube. „Wo warst du so lange? Du bist ja ganz blaß, ganz kalt! Ich habe mich geängstigt!“

„Geängstigt?“ Sie sah ihn mit einem eigentümlich leeren Blick an. „Du hast Dich geängstigt?“ wiederholte sie; ihre Stimme klang ganz tonlos. „Das thut mir leid.“ Sie reichte ihm die Hand, aber es war kein Druck in der Berührung dieser eiskalten Finger; schlapp entglitten sie seinem Griff wieder. „Sei so gut, packe heute Abend noch mein Stück ein,“ sagte sie, immer mit der gleichen Tonlosigkeit, mit demselben leeren Blick, „es muß an Herrn Eugen Goedeke geschickt werden, Klopstockstraße 90. Ich war bei ihm.“

„Bei Goedeke?“ Er sah sie verwundert an.

„Natürlich.“ Für einen Augenblick stockte ihr der Atem; sie wurde noch bleicher. „Ich habe ihn um seine Protektion gebeten.“

„Du — —? Ihn — —?“ In Ebels Gesicht stieg langsam eine Röte. „Du machst wohl Scherz.“ Sein Blick ruhte durchdringend auf ihr.

„Oh nein! Ich habe um seine Protektion gebeten, Herrn Goedekes Protektion!“ Sie betonte jede Silbe, und verschmähte es, einen milderen Ausdruck zu wählen. Noch einmal sagte sie: „Herrn Goedekes Protektion. Ich brauche Protektion!“

Ebel setzte sich schwer auf den Stuhl am Tisch. „Hätte ich das gewünscht, hätte ich geahnt, daß Du dahin gehst, da s hätte ich nicht gelitten. Du um Protektion bitten. Und bei diesem Geden, den Du selber für nichts hältst?“ Er stützte den Kopf in die Hand. „Das thut mir sehr leid!“

„Packe mir das Stück ein,“ sagte sie, „es hilft nichts mehr.“ Sie biß die Zähne aufeinander.

Er sah sie ernst und traurig an. „Das hättest Du nicht thun dürfen, Elisabeth!“ Seine Stimme klang strenger, als sie sie jemals gehört hatte. „Du stehst zu hoch, um Dich so zu demütigen. Du hast Dich vergessen. Früher warst Du so stolz. Wie konntest Du — Protektion — Du — Goedeke!“ Er faßte sich an den Kopf. „Warum nur? Wie konntest Du das thun?“

„Konntest Du, konntest Du“, sprach sie ihm nach. „Warum? Stolz?! Hahaha!“ Sie lachte grell auf. „Du hast keine Ahnung; was weißt Du von der Kunst?!“ Sie stemmte beide Hände auf den Tisch, beugte sich vornüber und starrte ihren Mann mit glühenden Augen an. „Die frißt einen mit Haut und Haar, sage ich Dir, mit allem, was an einem ist.“

Die saugt einem das Mark aus den Knochen, da“ — sie streckte ihre beiden durchsichtigen Hände aus — „das sind nicht mehr meine Hände, meine Arme, mein Kopf, meine Brust, mein Herz“ — mit fieberhafter Geschwindigkeit tastete sie an sich herum — „alles gehört ihr, alles! Oh“ — sie fuhr sich mit einem Stöhnen nach den Schläfen — „sie macht einen unbarmherzig gegen sich selbst, gegen andere. Man geht über Leichen. Man hat keine Ehre mehr, keinen Stolz, kein Gewissen“. Ein Schauer überlief sie. „Sie macht einen zitternden, hündischen Sklaven aus einem, sie macht einen toll, rasend!“ Sie beugte sich immer weiter über den Tisch, in ihren Blicken schien sich der Wahnsinn zu entzünden, rastlos glitzerten ihre Augen hin und her. „Glaubst Du, ich, ich selbst bin es gewesen, die da hingegangen ist und gebeten hat, Protektion erbittet?! Meine Füße wollten nicht — sie wurden gezwungen. Schritt für Schritt mußten sie machen — mußten — sie gingen die Treppe hinauf — sie standen vor der Thür — sie traten in die Stube — — — und dieser Mund, wollte der sprechen? Er mußte. Die Zunge rührte sich, die Lippen formten die Worte, die Stimme gehorchte — — — ich mußte, mußte. Ich mußte!“ Sie mußte nicht mehr, was sie sprach, die Leidenschaft riß sie fort. „Ich würde mich noch mehr demütigen!“ schrie sie, ich würde zu Eisenlohr gehen, ich würde zu Frau Mannhardt gehen, ich würde alle bitten, alle! Ich muß, ich muß!“ Sie griff sich in die Haare und riß daran. „Ich bin verückt, ich weiß es. Nur ein Erfolg! Ich bin besessen, ja, ich bin schlecht!“ Sie schrie es laut in wider Selbstanklage, ihr blaßes Gesicht stierte unheimlich, jede Faser an ihr zitterte; ihre hohe Gestalt duckte sich tiefer und tiefer, sie lag auf dem Sprung wie ein Raubtier, das ein Opfer belauert. Sie selbst war das Opfer. „Ich bin schlecht, ich bin erbärmlich!“

„Elisabeth!“ Er suchte ihren Vorwürfen Einhalt zu thun. „Schweig! Du sollst nicht so sprechen, Du veründigst Dich, Du bist krank, Du —“

Sie überschrie ihn. „Ich möchte sterben, hörst Du! sterben! Aber sie läßt mich nicht sterben — ich muß leben! Voran! Voran! Immer gepfeift, immer gehet, immer gequält, unglücklich — verzweifelt —“ Die Stimme versagte ihr.

„Und das ist die Kunst?“ Verstört, entsetzt sah er sie an.

„Das ist die Kunst!“ sagte sie schneidend.

V.

Hochgeehrte Frau!

Ihr Stück verdankt seine Entstehung einem ganz originalen Einfall — ich habe mir drei Tage Bedenkzeit erbeten, um mir, da ich viel Wert auf Stil und delikate Ausföhrung lege, über seine eigene Signifikation klar zu werden und Ihnen keine fälschlichen Elogen zu machen. Analog meinem Charakter, verhehle ich Ihnen nicht, daß Ihr Stück einige schwache Seiten hat (s. Tabelle).

1. Warum ist der Ort der Handlung aufs Land verlegt? Sowohl Vorder- als Hinterhaus der Großstadt bilden ein anziehenderes Milieu.
2. Warum stirbt der Bauer am Tage, noch dazu um die Mittagstunde? Man merkt zu sehr die Absicht; die Mittagsglocke ist in der betreffenden Scene ein rein äußerliches theatralisches Effektmittel. Die meisten Leute sterben in der Nacht.
3. Warum bringen Sie die Geistlichkeit auf die Bühne? So etwas ist zu vermeiden, weil es Anstoß erregt.
4. Warum betritt die Gutsherrschaft die Bauernstube, noch dazu ein ungelüftetes Sterbezimmer? Das ist unnatürlich.
5. Warum diese Karikaturen der städtischen Gäste? Die Städter sind als Träger der Kultur aufzufassen.
6. Warum dieser unharmonische Schluß? Dem Publikum sind Anhaltspunkte zum Klatschen zu geben.

Ich habe Ihnen vorstehende Exposition gegeben, da es Ihnen an der Hand dieser ein Leichtes sein dürfte, die kleinen Mängel zu beseitigen. Im übrigen ist das Stück ein ausgezeichnetes, für dessen Erfolg, falls Sie die kleinen Aenderungen vornehmen, ich garantiere. Ich gratuliere

Ihnen anständig und schüttelte Ihnen die Hand mit kollegialem Gruß.

Ergebenst  
Eugen Goedeke.

P. S. Heute werde ich das Stück Herrn Direktor Schwertfeger überreichen — die Saison drängt — und meinem Freund Wadler die nötigen Winke erteilen. Spätestens übermorgen haben Sie Bescheid.

Diesen Brief hatte Elisabeth empfangen; nun wartete sie. Acht Tage waren bereits vergangen — noch keine Antwort! Wieder stieg sie die rotbelegten Stufen zu Herrn Goedekes Wohnung hinauf.

„Ah, sehr annehm, meine werte Frau. In der That, Sie müssen sich wundern, aber ich bin wirklich noch nicht dazu gekommen, Ihr Stück — ich bin mit Geschäften überhäuft“ — Goedeke wand sich verlegen — „aber heute, heute sofort werde ich es Schwertfegern überreichen. Es ist doch immerhin eine Verantwortung“ — er warf sich in die Brust und pustete die Backen auf — „aber wenn ich es rekommandiere — nur ruhig, echauffieren Sie sich nicht, ruhig, ganz ruhig!“

Endlich, nach vierzehn Tagen kam wieder ein Brief von Goedeke. „Erwarte Sie morgen Punkt zwölf Uhr vor der Thür des Theaterbureaus. Schwertfeger will Sie sprechen.“ —

Es schlug zwölf. Elisabeth war schon eine Viertelstunde zu früh dagewesen. Jetzt war es ein Viertel nach zwölf, jetzt halb eins — sollte sie die Verabredung falsch verstanden haben?

Endlich erschien Goedeke; er kam in einer Droschke erster Klasse angefahren, hatte unaufschiebbare Geschäfte gehabt, und es war ihm ein großes Opfer, überhaupt um halb eins schon da zu sein.

„Courage, Courage!“ sagte er zu Elisabeth, die sehr blaß war. „Er beißt nicht!“

Durch den Theaterdiener schickte Goedeke seine Karte hinein; es dauerte eine ganze Weile, der Direktor war nicht zu finden. Endlich kam der Diener wieder und meldete: „Herr Direktor läßt bitten, er ist augenblicklich auf der Bühne beschäftigt.“

Der Diener ging voran. Hier war Elisabeth noch nie gewesen. Schmale Gänge und winklige Ecken, kleine Treppchen und geheime Thüren, ein Gewirr von unbekanntem Räumllichkeiten; allerhand Requisiten an den Wänden und verstaubte Coullissen. Ein paar dunkle Stufen führten seitwärts hinab zur Orchesterloge, man sah in ein gähnendes, schwarzes Loch — den leeren Theaterraum. Goedeke spielte den Cicerone, er war hier ganz zu Hause. Links, rechts Thüren, nun wieder ein Treppchen hinauf.

„Servus, servus!“ Goedeke machte zwei, drei Diener hintereinander. „Zestatten Sie, Herr Direktor — die Autorin!“

Schwertfeger begrüßte Elisabeth artig und sah sie mit einiger Neugier an. „Sehr verbunden, gnädige Frau, daß Sie sich hierher bemühen! Ich hätte mir sonst erlaubt, aber ich weiß wirklich nicht, wo mir der Kopf steht — so viel zu thun — muß so vielerlei Ansprüchen gerecht werden! Wadler, Wadler! Ist Wadler da? Rufen Sie Wadler her!“ fuhr er den Diener an. „Gnädige Frau, darf ich bitten,“ — er bot Elisabeth galant die Hand — „hier einstweilen einzutreten?“ Es ging wieder ein paar Stufen hinunter; der Direktor öffnete eine kleine Thür und wies hinein: „Fräulein Maschta's Garderobe. Wadler wird gleich kommen!“ Damit zog er sich zurück.

Es roch nach Puder und nach Schminke. Auf den einen Pfosten des Toilettenspiegels war eine Perücke gestülpt, der andere trug einen langen blonden Haarzopf. Alles schien durchfettet zu sein, der Teppich und die Chaiselongue, und vor dem kleinen Fensterchen die Gardiene. Elisabeth hatte sich die Garderobe einer ersten Schauspielerin eleganter gedacht; man konnte kaum atmen, die ganze Luft war erfüllt von einem gewissen Dunst.

Goedeke ging leise pfeifend in dem engen Raum auf und nieder. Er kuppelte bald hier, bald dort, guckte in jenen Karton, in diesen und untersuchte alles. „Fein!“ Er hob den langen blonden Haarzopf in die Höhe. „Was? Steht der Maschta trockartig. Wissen Sie was, schreiben Sie doch im Stück vor: lange Haarzöpfe! — Macht Ihnen die Maschta riesigen Effekt!“

Elisabeth antwortete nicht, sie war sehr aufgeregt. Draußen hörte sie Hin- und Herrennen, Polkern auf der Bühne, Rufe: „Wadler, Wadler! Wo ist Wadler? He, Wadler!“

Da — sie fuhr auf — die Thür öffnete sich, ein unbekanntes Gesicht guckte herein. „Herr Wadler schon hier?“

Draußen rief's wieder: „Wadler! Wadler!“

Endlich! Der Gesuchte schien gefunden. Man hörte Stimmen vor der Thür.

„Bitte, Herr Direktor!“ Der schlanke, nicht große Mann mit dem ausgeprägten Charakterkopf — Hakemase, dünne Rippen, scharfe Augen — bekomplimentierte den Direktor hinein.

„Oberregisseur Wadler!“ Schwertfeger stellte vor. Dann lächelte er zerstreut. „Also, lieber Wadler, Sie werden mit der geschätzten Autorin verhandeln, ich habe so gar keine Zeit — ich —“ er war schon halb auf dem Sprung.

„Einen Augenblick, Herr Direktor!“ Wadler sprach sehr bescheiden und leise, und doch klang es sehr bestimmt. „Also wir acceptieren das Stück der gnädigen Frau?“

„Ja, wenn Sie meinen, lieber Wadler, wenn Sie meinen! Sie kennen ja meine litterarischen Principien. Sie sind der Praktiker. Gestatten, gnädige Frau,“ — er küßte Elisabeth die Hand — „daß ich mich empfehle? Habe eine wichtige Konferenz! Mein Oberregisseur wird mir über alles referieren. Also auf Wiedersehen bei der ersten Probe — ich selbst werde die Inszenierung übernehmen — ich bin fürchtbar eilig — auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“ Er lächelte verbindlich und verschwand.

„Na, wichtige Konferenz —?“ Goedeke zog die Augenbrauen hoch und blinzelte Wadler verständnisinnig an.

Dieser hielt die Hand vor den Mund und flüsterte. Elisabeth glaubte: „Verpflichtungen nachkommen“, „Gläubiger“ und „Vergleich“ zu verstehen.

„Also, meine gnädige Frau“ — der Regisseur ging mit Ernst zur Sache über — „eins muß ich Ihnen aber gleich von vornherein sagen: Sie müssen den Dialekt ändern. Ich bitte Sie, das Stück spielt auf dem Lande, in Posen, Pommern oder so wo — wer soll das bauerliche Klauerswelsch reden? Schlesiisch geht noch allenfalls, aber auch schwer; wir müssen die Dialektstellen ins Wienerische übertragen, das spricht jeder nur halbwegs gebildete Schauspieler.“

„Das geht nicht!“ Das Blut stieg Elisabeth in die Wangen. „Wenn das Lokalkolorit verloren geht, steht mein Stück gar nicht mehr auf den Füßen.“ Sie lächelte ungläubig; es war wohl nur Scherz? „Ohne das Lokalkolorit, das ist ja unmöglich!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Kapitel vom Durst.

Das natürlichste und beste Mittel, den Durst zu löschen, bleibt das Wasser. Das Bedürfnis des Organismus nach Wasser ruft den Durst hervor. Vermindert sich aber der Wassergehalt des Körpers, so wird insbesondere die Schleimhaut des Mundes und des Schlundkopfes, namentlich die Gegend um Gaumen und Zungenwurzel, betroffen, deren Befeuchtung viel stärker wechselt, als die anderer Körperstellen. Der verminderte Wassergehalt wirkt als Reiz auf die Empfindungs-Nerven dieser Schleimhaut, deren Erregung das Durstgefühl hervorbringt. Trockenheit, verminderte Speichelabsonderung, zäher Schleim, erschwertes Sprechen sind die ersten Zeichen des quälenden Durstes; wird er andauernd nicht gestillt, so kann es zu schweren Entzündungen des Rachens, allgemeiner Körperschwäche, nervöser Nervenreizung, Fieber und schließlich zum qualvollsten Tode kommen. Auch örtliche Reizungen, wie anhaltendes Sprechen, Singen, Atmen mit offenem Munde, der dadurch angetrodet wird, können natürlich das Durstgefühl hervorrufen. Besonders aber steigert sich das Wasserbedürfnis nach körperlichen Anstrengungen, Marschen, starkem Schwitzen, weil mit der reichlich gebildeten Kohlensäure auch viel Wasserdampf ausgeschieden wird; nach längerem Aufenthalt in trockener Luft (in den Wüsten Afrikas und Australiens steigert sich der Bedarf des Körpers auf 12 Liter Wasser täglich). Auch der Gemüßsalzhaltiger Speisen fördert bekanntlich den Durst ungemein, weil das im Darmkanal befindliche Salz dem Blut rasch Wasser entzieht. Ähnliche Bewandnis hat es mit dem ewigen Durst der Zuckerkranken, der oft das erste Kennzeichen dieser Erkrankung ist. Hier sind große Mengen Wasser erforderlich, um den in den Geweben des Körpers enthaltenen zuckerreichen Saft zu verdünnen, gleichsam aus dem Körper den Zucker auszulaugen.

Wenn man bedenkt, daß der erwachsene Mensch fast zu zwei Drittel seines ganzen Gewichts aus Wasser besteht, wird man die Bedeutung der richtigen Wasserzufuhr würdigen. Der Mensch stirbt in Wafusinn und Verzweiflung, wenn er für wenige Tage (10—14) gar kein Wasser bekommt; ist ihm aber Wasser gewährt, so stirbt er an absolutem Nahrungsmangel erst nach mehreren Wochen. Das menschliche Gehirn enthält 81 Proz., das Herz 73, das Blut 88—70,

der starre Knochen 9 und selbst der glassharte Zahnschmelz noch 2 Proz. Wasser.

Ein Erwachsener, der bei mittlerer Temperatur arbeitet, giebt durch Ausatmung etwa 1500 Gramm Wasser, durch die Nieren etwa 1400 Gramm und 200–300 durch Hautausdünstung weg, bedarf daher, um seinen Körper bei normaler Zusammensetzung und seinen Geist bei Trost zu erhalten, täglich etwa 3000 Gramm = 3 Liter Wasser, das er teils in saftigen Früchten, in Suppen, Milch und allerlei halbflüssigen Speisen, teils als wirkliches Getränk zu sich nimmt. Die feste Nahrung eines kräftig arbeitenden Mannes enthält durchschnittlich 800 Gramm Wasser. Die Verrichtung der wundervollen Nerven ausbreitungen, der Gehirn- und Ganglienzellen, die Nahrungsaufnahme, der Kreislauf des Blutes mit der Körperwärme und den tausendfältigen chemisch-physikalischen Vorgängen, die aus ihr hervorgehen, ist gebunden an die straffe Füllung sämtlicher Blutgefäße. Nach den größten Aderlässen und sonstigen Blutverlusten werden die sämtlichen Blutgefäße mit Wasser nachgefüllt, und der Ersatz von Milliarden verloren gegangener Blutzellen kommt erst in zweiter Reihe, daher ist das Leihen nach Wasser als ein Schrecknis der Schlachtfelder bekannt.

Wenn wir gutes Wasser trinken, so hält es durch seine chemische Neutralität den Geschmack rein und vermehrt bei halbwegs Gewohnheit den Eßlust bedeutend. In einem gesunden Magen gehen die Verdauungsvorgänge rascher und reiner vor sich, als wenn das Essen mit reichlichem Wein oder Bier verarbeitet wird. Es ist oft ganz gut, zum Essen zu trinken, damit die Speisen sich leichter lösen und ausziehen lassen, aber immer übel, viel zu trinken, weil dabei die Verdauungssäfte allzusehr verdünnt werden. Sehr große Mengen Wasser, ebenso Eiswasser oder heißes Wasser verderben den Magen und heben die Verdauung vorübergehend auf.

Das beste Getränk bei Tisch ist Wasser; es bewahrt den Geschmack, wie bereits betont, rein und empfindlich und löst am besten. Es ist ein schlimmer Irrtum, Genesenden und Schwachen zu allen Essen Wein zu geben, sie verdauen sehr oft besser ohne ihn. Ganz kleine Gaben Wein befördern allerdings meistens die Absonderung des Magensaftes und die gesante Verdauung, größere Gaben verlangen sie immer, und ganz große heben sie für manche Stunden vollständig auf. Die Spirituosen sind nicht nur sogenannte „Sparmittel“, weil sie im Körper verbrennen, sondern sie sind auch deswegen Sparmittel, weil die genossene Mahlzeit länger liegen bleibt und sättigt, langsamer verdaut wird, dagegen sind die Wassertrinker durchschnittlich gefährdete Gäste an der Wirtstafel.

Das abgezeichnete Wasser nimmt eine Art Blutreinigung vor; es führt immer reichliche Mäuserungsstoffe des Körpers mit sich, und wer 1 Liter Wasser mehr trinkt, als er zum Leben bedarf, giebt nicht nur diese 1000 Gramm wieder ab, sondern auch viele Zerlegungsprodukte des Menschenleibes.

Wer viel Wasser verdampft, bekommt bekanntlich Durst, wer aber viel trinkt, fördert die Wasserabscheidung bedeutend, und Wanderer und Feldarbeiter, die glauben, nur durch massenhaftes Getränk ihren Schweiß bestreiten zu können, machen ihren Körper zu beständigen Destillier-Apparaten, in denen Schwitzen, Dursten, Trinken und Wiederabschwitzen sich fortwährend ablösen. Wer den ersten Durst überwindet, schwigt und dürstet am wenigsten und dauert am längsten aus. Zum Ueberwinden des Durstes beim Wandern dient auch das Kauen eines Blattes oder dergleichen, weil dadurch die Speichelabsonderung angeregt und die Trockenheit in der Mundhöhle gemildert wird.

Ob man erhitzen trinken darf, hängt von den Umständen ab; der schweißbedeckte Wanderer, der glühende Feldarbeiter, besonders aber der schwerbepackte und eingepackte, in dichter Kolonne marschierende Soldat, sie müssen trinken, wenn sie nicht dem Hitzschlag erliegen sollen. Sie trinken auch ohne alle Gefahr, wenn sie ihre Arbeit oder ihren Marsch sogleich wieder fortsetzen. Ueble Zufälle von kaltem Trank bedrohen wesentlich den Mastenden.

Wer auf Reisen ist, thut sehr gut, in fremden Orten, deren Wasserreinigung er nicht genau kennt, nur ein sogenanntes Tafelwasser zu trinken, aber natürliches Mineralwasser, nicht künstliches, also Selters, Apollinaris, Gießhütter usw. Der Zusatz von Kohlensäure erhöht die durstlösende Wirkung des Wassers. Die künstlichen Mineralwasser enthalten häufig zahlreiche Bakterien und sind auch sonst nicht dem natürlichen Mineralwasser ebenbürtig.

Soll ein natürliches Mineralwasser als gesundes Tafelgetränk dienen, so muß es arm sein an festen Bestandteilen, es darf nicht zu viel Salze dem Körper zuführen, und es muß rein und schmackhaft sein. Diesen Bedingungen entspricht namentlich das natürliche Selters. Es ist von einem ungemein milden Geschmack, es beherbergt eine mäßige Menge Kohlensäure, die es in zahllosen Bläschen bindet, und es enthält neben etwas Kochsalz eine kleine Menge kohlensaures Natrium.

Vortrefflich löst den Durst im Sommer ein Gemisch von natürlichem Mineralwasser und gutem Rhein- oder Moselwein, wie es im Rheinland unter dem Namen „Schorle-Morle“ verbreitet ist. Auch reifes Obst, der Sachsenhäuser Apfelwein, das Berliner Weißbier und die Leipziger Gose gelten als treffliche Durstlöser im Sommer. Daß kalter Kaffee und Thee bei Märschen und dergleichen den alkoholhaltigen Getränken bei weitem vorzuziehen sind und den Durst viel besser löschen, haben die Erfahrungen im großen bei den Soldaten, Nordpolfahrern, Fuhrleuten usw. erwiesen.

Dr. med. Georg Korn.

## Kleines Heuileton.

— Süßwasser-Perlmuscheln in Amerika. Daß zahlreiche Arten der Süßwassermuscheln (Unionidae) Perlen erzeugen, weiß man seit den ältesten Zeiten. Es kommen solche Perlemuscheln in zahlreichen Flüssen Europas, Mesopotamiens, Chinas und Nord- und Südamerikas vor. Gewöhnlich sind sie, wenigstens die europäischen Flußmuschelperlen, von geringerem Glanz und darum auch von geringerem Werte als die Perlen der Seemuscheln. Mit der Entdeckung Amerikas durch die Spanier wurden neue Quellen für Perlen erschlossen; wunderbar klingen die Erzählungen über die Perlen, die man im Besitze der Eingeborenen während de Sotos Expedition im Jahre 1540 fand, und 300 Jahre später wurden durch Squier und Davis ungeheure Mengen zerbrochener Perlen aus den Romms Ohios ausgegraben. Neuerdings hat G. F. Kunz in einer Arbeit „Die Süßwassermuscheln und Perlschereien der Vereinigten Staaten“ nachzuweisen versucht, daß diese Perlen von Seemuscheln des Atlantischen Ozeans und Süßwassermuscheln des östlichen Teiles der Vereinigten Staaten herkommen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Indianer die Muscheln öffneten, um die Tiere als Nahrung zu gebrauchen, daß die Schalen der unter dem Namen „Clam“ und „Conch“ bekannten Arten zu Wampum, sowie zum Schmuck der Gürtel dienten, verarbeitet wurden, und daß die dabei gefundenen Perlen als Schmuck getragen wurden. Die Annahme, daß diese alten Perlen hauptsächlich aus Süßwassermuscheln stammen, wird auch durch die Thatfache bestätigt, daß viele nordamerikanische Flüsse und Seen noch heute an Perlen liefernden Muscheln reich sind. Erst im Jahre 1857, als die berühmte „Königsperle“ in Kotsch Brook in der Nähe von Paterson (New Jersey) gefunden wurde, welche die damalige Kaiserin Eugenie für 10 000 M. ankaufte und die heute den vierfachen Wert besitzt, wurde man auf die Schätze, welche die Ströme und Seen des Landes enthielten, aufmerksam. Es entstand ein „Perlfieber“, die Muscheln des Kotsch Brook und anderer Flüsse wurden millionenweise gesammelt und leider oft ohne den erhofften Erfolg zerstört. Im ersten Jahre des Perlfiebers wurden Perlen im Werte von 30 000 M. nach New York gebracht, im Jahre 1858 fiel der Wert derselben auf 8000 M., während er für die Jahre 1860 bis 1863 zusammen sogar nur 6000 M. betrug. Erst im Jahre 1878 wurden in Waynesville (Ohio) wieder mehr Perlen gefunden, und seit 1880 sind sie auch aus mehr südlichen und westlichen Distrikten auf den Markt gelangt: Kentucky, Tennessee und Texas sind die hauptsächlichsten Perlen liefernden Staaten geworden, auch aus Florida kommen Perlen. Dann wurden Perlen in Neu-Braunschweig und Kanada entdeckt, und 1889 lieferte Wisconsin herrliche farbige Perlen, von denen innerhalb dreier Monate für 40 000 M. nach New-York kamen, darunter eine im Werte von 2000 M. Die hauptsächlichsten Farben der Perlen sind purpurrot, Kupferrot und tief rosenrot. Diese Kunde erregten unter den Perlenfischern eine solche Tätigkeit, daß die Muscheln in diesem Distrikt fast ausgerottet wurden. Im Jahre 1897 brach ein neues Perlfieber in Arkansas aus, dort wurden sogar eine Menge der schönsten Perlen lose in dem Ufermorast oder dem Boden der flachen Gewässer gefunden, ohne daß Muschelschalen dabei lagen. Wahrscheinlich sind diese losen Perlen von Muscheln ausgestoßen worden, wenn dieselben gelegentlich der häufigen Ueberflutungen dieser Gebiete mitgeführt wurden. Alle Perlmuscheln in den Vereinigten Staaten gehören zu der typischen Gattung Unio und umfassen wenigstens 16 Arten. Gegenwärtig ist die Fischerei-Kommission der Vereinigten Staaten bestrebt, dem rücksichtslosen Raubbau der Perlfischer durch Aufklärung und Einführung der deutschen Methoden des Perlfischens Einhalt zu thun. — („Globe“)

## Erziehung und Unterricht.

— Gemeinsamer Unterricht für Knaben und Mädchen. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Das jetzt so schwer bedrängte Finnland, dessen Bewohner überhaupt in mancher Beziehung an der Spitze der Kulturvölker stehen, hat die Frage des gemeinsamen Unterrichts für Knaben und Mädchen längst gelöst. Denn schon im Jahre 1895 bestanden 8 Anstalten, in denen Knaben und Mädchen gleichzeitig und bucht mit einander vermischt unterrichtet werden; und zwar sind dies lateinlose Reformgymnasien, deren Absolventen an die Universität übertreten können. Diese Anstalten gehören zu den besudtesten des Landes, obschon das Schulgeld wegen ihres privaten Charakters doppelt und dreifach so hoch ist wie in den Töchter Schulen. Die Anzahl der weiblichen Absolventen betrug schon im Beginn der 90er Jahre je 60–80, eine für ein Land von nur 2 1/2 Millionen Einwohnern gewiß beträchtliche Zahl. Zum erstenmale wurde, nebenbei bemerkt, das Gymnasial-Absolutorium von einer Dame bereits im Jahre 1870, nämlich gerade 25 Jahre früher als in Deutschland, gemacht. Viele der Absolventinnen betreiben Universitätsstudien; denn in der letzten Zeit waren an der Universität Helsingfors jährlich über 200 Damen immatrikuliert. Man hat in Finnland mit diesen Unterrichtsanstalten die besten Erfahrungen gemacht. Aus der natürlichen Gewöhnung der Geschlechter aneinander erwachsen beiden Teilen nicht hoch genug zu schätzende Vorteile. —

## Kulturgeschichtliches.

dg. „Scheltbriefe“. Zu den eigenartigsten mittelalterlichen Rechtsbräuchen der Mark gehörte das Versenden von Schelt-

briefen. War irgend jemand einem Geld schuldig, hatte er ihm sein Wort gebrochen, oder sonst dergleichen angethan, so durfte der Geschädigte einen Scheltbrief an ihn schreiben und diesen nach eingeholter Erlaubnis des Rates am Pranger zur allgemeinen Kenntnissnahme aushängen. Gewöhnlich waren es Blüger und Bauern, die „Scheltbriefe“ an die Zünfter schickten, sich auf diese Weise schadloshaltend, daß es sonst kein Recht für sie wider jene gab. Die Scheltbriefe waren meist in den ausgesprochensten Schimpfwörtern verfaßt. Bei einer Kulturgeschichte des Schimpfens schreiben wollte, fände in ihnen ausgiebige Quellen. Ein sehr interessantes Dokument dieser Art, das einst am Pranger von Berlin gehangen, bewahrt unsere Stadt in ihrem Archiv auf. Es entstammt dem 15. Jahrhundert und ist an einen der mächtigsten Ritter jener Zeit gerichtet. Sein Wortlaut ist in der Uebersetzung aus dem Niederdeutschen der folgende: „Meinen unworbrochenen willigen Dienst zu allen Stunden bereit. Lieben Herren! (Nat von Berlin.) Ich klage Euch über Dietrich v. Luigow, daß mir der treulos und ehelos wird um acht Schos, die er mir schon vor einem ganzen Jahre sollte bezahlt haben, worüber ich keine guten Briefe bestze. Ich habe dem treuloßen, verzweifelten selbwaachsenen Kragenich (Wendenrecht) in der Zeit mein Geld weder mit guten noch mit bösen Worten abmahnen können, indem mich der Kragenich mit seinen Schaltsariefen und Justigel verraten hat. Es wäre ihm besser, er hätte sein Justigel mit seiner Zunge einer Sau ausgedrückt, als daß er es auf den Brief druckte, darinnen er mir gelobte. Hätte er auch des Geldes jetzt nicht, so wolt ich ihm zu Ludou die Hanterei verschaffen, wo er ja in kurzen so viel Geld verdienen möchte, daß er mich bezahlen könnte. Auch könnt Ihr ihn veranügen, daß er mir drei Tuppfin (unverständliches Wort) auf dem Markte zu Ludou halten woltte, die wolt ich ihm auf sein Maul schlagen. Wenn ich das gethan hätte, so wolt ich ihm seinen Brief wiedergeben und ihn dann loslassen und bitte euch liebe Herren, daß ihr ihn möchtet unterweisen, daß er mich bezahlte. Mag ich aber Euer Anweisung nicht geniehen, so will ich ihn schelten, daß er es an Ehre nicht verwinden soll. Geben unter meinem Justigel Hildebrand Schilling Blüger von Ludou.“ — Der Brief ist in sehr milden Ausdrücken abgefaßt. —

**Aus der Vorzeit.**

**K. Mumienfunde in Amerika.** Großes Aufsehen erregt gegenwärtig unter den amerilanischen Archäologen die Auffindung der unmissigensten Leberreste einer Frau und eines Kindes, die einer längst ausgestorbenen Rasse anzugehören scheinen. Sie wurden zufällig in einer Höhle in Kalifornien entdeckt und befindet sich jetzt im Besitz der „Historischen Gesellschaft von Kansas“ in Topeka. Auf der Seite eines Hohlweges wurde unter den mit Moos und Gras bewachsenen Steinen eine Oeffnung entdeckt, und nach laugen weiteren Untersuchungen fand man eine hermetisch verschlossene Höhle von großer Ausdehnung. Nach dem Bericht der Augenzeugen muß diese Höhle einer ganz frühen Periode angehören. Ausschlaggebend aber ist das Aussehen der Mumie. Sie ist von anomaler Größe: 7 Fuß, 6 Zoll lang, und hat viele Merkmale, die bei keinem bisher bekannten Volk vorkommen. Sie lag flach auf dem Rücken, mit einem Kinde in den Armen, eingewickelt in einem dünnen pergamentartigen Stoff, wahrscheinlich die Haut eines Tieres. Das Haar zeigte noch Spuren schwarzer Färbung; die Nägel waren noch gut erhalten. Auffallend ist ferner die abnorme Größe der Füße. Der Fuß hat vorne eine fast quadratische Form, da alle Zehen von gleicher Länge sind. Nach den Forschungen von Le Plongeon über die Mayas und Quiches ist derselbe Fuß einer Rasse eigentümlich, die in unvorstelligen Zeiten die Küste des Stillen Ozeans bewohnt haben muß. Er führt den Ursprung der menschlichen Rasse 11500 Jahre zurück und verfolgte ihre Spuren auch in Central-Amerika und Süd-Mexiko, also in Gebieten, die dem Fundort der Mumie benachbart sind. Le Plongeon stütze sich dabei hauptsächlich auf die Untersuchung der Paläste und Tempel der Mayas, sowie des Triano-Manuskriptes, das von der Maya-Religion hinterlassen ist. Die Existenz einer prähistorischen Rasse in diesem Lande wird auch durch eine Entdeckung bestätigt, die vor einigen Jahren von dem bekannten mexilanischen Archäologen Martignier gemacht wurde. In einer Höhle an der Ostseite des Sierra Madre-Berges, 200 Meilen südlich von Deming im alten Mexiko fand er die Mumien von vier menschlichen Wesen; es waren ein Mann, eine Frau und zwei Kinder. Sie waren in ein Gewebe eingehüllt, das wie das gegerbte Fell eines Tieres aussah. Die Mumien befanden sich jetzt im Besitz des staatlichen Bergwerks-Museums in Kalifornien. Auch Professor Winslow Anderson und der Mineraloge William Jrelan gelangten auf Grund ihrer Untersuchungen dieser Mumienfunde und der betreffenden Höhlen zu dem Schluß, daß hier es hier mit den Spuren eines vorgerichtlichen Volkes an der Küste des Stillen Ozeans zu thun haben. Auch die hohe Entwicklung der Maya-Kultur schon am Anfang der christlichen Zeitrechnung setzt voraus, daß ihr Ursprung mehrere tausend Jahre zurückgeht. —

**Gesundheitspflege.**

— Honig ist für Kinder, die schnell wachsen und infolgedessen blaß und schwächlich aussehen, sehr nahrungreich. Solche Kinder haben zumeist ein großes Verlangen nach Süßigkeiten. Dieses Verlangen beruht auf dem Bedürfnis, dem Körper Stoffe zuzuführen, die rasch und unmittelbar ins Blut gelangen und so den intensiven

Lebensprozeß vermitteln. Man gebe deshalb den Kindern ausgiebig Honig so oft wie möglich. Zum Frühstück besonders empfiehlt sich warme, mit Honig vermischte Milch mit gutem Hausbrot. Das ist, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, das gesündeste und verdaulichste Frühstück; besonders im Winter kann nichts zum Gedeihen der Kinder mehr beitragen als diese Nahrung. Während Milch und Brot die Kinder gut nährt, erwärmt der Honig den Körper und stärkt die Atmungsorgane. Die Ansicht, daß Honig unverdaulich sei, wie es viele glauben, ist ein Vorurteil. Den Kindern kommt dies mehr, als Schädeln Kinderbiskuits oder andere Kunstprodukte. —

**Technisches.**

— Einwirkung der Kälte auf die Biegsamkeit von Schmiedeeisen, Stahlfäden, Roststahl und Federstahl. Hierüber sind in der Versuchsanstalt der Charlottenburger technischen Hochschule von Prof. Nudeloff vor kurzen interessante Versuche angestellt worden. Die Versuchsstücke wurden, wie „Mutter Erde“ berichtet, an den Ranten abgerundet und unter einer Presse bei niedriger, bis auf 20 Grad unter den Gefrierpunkt herabgehender Temperatur der Biegung unter bestimmten Winkeln unterworfen. Im allgemeinen war nur ein geringer Einfluß der Kälte hierbei bemerkbar, jedoch zeigte sich im besonderen bei Federstahl und Schmiedeeisen, daß der Biegunswinkel bei erstem von 91 Grad auf 84 Grad und bei Iegierem von 150 Grad auf 130 Grad verringert werden mußte, um die Bruchgrenze nicht zu überschreiten. Flußeisen hielt die Biegung in der Kälte gerade so gut aus wie bei gewöhnlicher Temperatur, und in einigen Fällen stellte sich sogar heraus, daß niedrige Temperatur die Biegsamkeit des Materials merklich begünstigte. Selbst bei der Abkühlung bis auf 80 Grad unter Null war der schädliche Einfluß auf die Biegsamkeit von weichem Eisen und gewaltem Roststahl nur gering, bei anderen Materialien, besonders aber bei Guß- und Federstahl, nahm die Biegsamkeit bei hohen Kältegraden merklich ab.

**Humoristisches.**

- Einlauf. „Was thust denn in da Stadt, Schorjäl?“
- „A echtes selbstflüchtig selchtes Bauernfleisch lauf i für die Sommergäß.“
- Ein Ereignis. „Heute bringen die Zeitungen die Nachricht, daß der kleine Pein, bereits seinen Namen schreiben kann.“
- „Nun, da könnten die kleine Durchlaucht also nötigenfalls schon regieren!“ — (Eimpl.)
- Diese Kinder. Eine große Familie befindet sich auf einem Sommerleer. Obenan sitzt der ziemlich gebrechliche Großpapa.
- Fremder (zu den Kindern): „Das ist aber recht schön von Euch, daß Ihr nicht ohne Euren alten Großpapa fortgeht!“
- Kinder: „Ja den brauchen wir zum zahlen!“ —

**Notizen.**

- Paul Hense ist schwer erkrankt. —
- Der langjährige Oberregisseur des „Berliner Theaters“, Siegfried Jelenko, ist stellvertretender Direktor am Hamburger Stadttheater geworden. —
- Ein Johann Strauß-Stipendium will die „Wiener Gesellschaft der Musikfreunde“ für unbemittelte Komponisten stiften. Die Gesellschaft war von Johann Strauß zur Haupterin seines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt worden. —
- Der erste russische Zahnärzte-Kongreß, der in diesen Tagen in Petersburg zusammengetreten war, hat einen Antrag, bei der Regierung und den Gemeinden vorstellig zu werden, daß in allen Volksschulen, Mittel- und Hochschulen, sowie in den Gymnasien je ein Zahnarzt angestellt wird, einstimmig angenommen. —
- Der Besuch des Museums für Naturlunde hat sich im Jahre 1898/99 auf 50 618 Personen gesteigert, gegen das Vorjahr sind das 18 037 mehr. Diese Steigerung hat ihre Ursache in der häufigen Besichtigung durch Schulklassen, sowie in der verlängerten Besuchszeit der Sammlungen an den Sonntagen und in der Führung von Vereinen durch wissenschaftliche Beamte. —
- Ein aus dem Wiener Pasteurischen Institut als geheilt Entlassener wurde bald darauf abermals von der Tollwut befallen und ist daran gestorben. —
- Der deutsche Uhrmacherbund will dem Erfinder der Taschenuhr, Peter Hele, in seiner Vaterstadt Nürnberg ein Denkmal errichten. —
- Zum Schutz der Augen gegen einfliegende fremde Körper wird, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, empfohlen, ein Körnchen Leinamen in das untere Lid zu bringen; es wird bald von diesem Saft umgeben, und dieser führt den fremden Körper mit sich, welcher dadurch leicht entfernt werden kann. —
- Auf der letzten Pariser Automobil-Ausstellung befand sich ein Motorwagen, der 50 000 Fr. kostete. Der billigste Motorwagen der Ausstellung stellte sich auf 2500 Fr. —